

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 21

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 21
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671805>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn.

(Schluß.)

21.

Huldreich Rot war schwer und lange krank. Der Arzt vermochte nicht zu sagen, was ihm eigentlich fehle, obschon er und ein berühmter Kollege, den er herbeirief, meinten, die Fieber, die seine Kraft verzehrten, seien die Folge einer auf der Reise geholten Erkältung. Diese Fieber waren so stark, daß er tagelang ohne Besinnung lag. Als er erwachte, fand er sich langsam und allmählich in die Welt zurück. In diesem eilelosen Sichzurückfinden lag etwas Wohlthuendes, lag jene Behaglichkeit, die jeden Genesenden in der tiefen Ruhe seines Krankenzimmers erfaßt. Das Zimmer war das erste aus seinem Alltag, in das er sich wieder eingewöhnte. Es war einer der hohen, vornehmen Räume, welche das Rotsche Haus enthielt, länger denn breit, mit braunem Getäfel an Wänden und Decke, glänzendem Parkett und alten, geschnitzten Möbeln. Das blankbezogene, breite Bett und die weißen, langen Vorhänge, die an den Fenstern hingen, hoben sich von Möbeln und Getäfel leuchtend ab und es war, als trügen sie von sich aus Licht in die kühle Stube. Vor den Fenstern glänzte noch immer der Frühling, aber sein drängendes Leben erreichte das schöne, stille Gemach nicht.

Huldreich Rot ließ die Blicke über Wände, Diele und Möbel und hinüber an die verhangenen Fensterscheiben wandern. Er machte sich vertraut mit der kleinen Welt, in der er jetzt wohnte. Noch aber schaute er nicht über sie hinaus in das, was hinter ihm, oder das, was vor ihm lag.

Als er sich nach Stunden in das Zimmer eingelebt hatte, wurde er der drei Frauen gewahr, die bei ihm ein und aus gingen. Die Magd erkannte er zuerst; denn sie war die erste, die nach seinem Erwachen vor seine Blicke kam. Sie war auch diejenige, die ihn am deutlichsten an frühere Tage erinnern konnte; denn in ihrer Rücksichtslosigkeit änderte sie ihr lautes, zorniges Wesen nicht, wenn sie in die Krankenstube trat. Huldreich sah sie und mußte beinahe lächeln über diese Frau, die nichts Liebenswertes an sich hatte. Er lag nachher still und gedankenlos da. Es war ihm fast, als ob er nur ein altes und bekanntes Möbelstück mehr im Zimmer entdeckt hätte, und er war zufrieden, dieses seltsame und gehässige Stück in seiner Eigenart noch in der Nähe zu haben.

Eine lange Weile später wendete er die Augen abermals über sein Bett hinaus. Die schweren Lider nur wenig hebend, blinzelte er vor sich hin. Auf einmal tauchte sein Blick in andre Augen. Er sah nichts als diese und schaute hinein wie in einen Spiegel. Sie waren groß, graugrün. Das obere und untere Lid hatten lange Wimpern. So glich der Stern des Auges einem kleinen See, der träumend in langem, reglosem Schilf liegt. Huldreich schloß die eigenen Lider und freute sich über das, was er eben gesehen hatte, auch wunderte er sich ein wenig, aber grübeln mochte er nicht. In der Folge begegnete er immer und immer wieder diesem klaren, in seiner Besorgtheit fast neugierigen Blick, der über sein weißes Deckbett hin sein Gesicht suchte. Nach und nach lernte er, wem er angehörte. Mirrlein war am häufigsten in seinem Zimmer. Sie mußte den Hauptteil der Krankenpflege übernommen haben. Sie saß am Fenster, mit einer Handarbeit beschäftigt. Deutlich zeichneten sich die Umrisse ihrer schwächtigen Gestalt in dem dunkeln, einfachen Kleide wider das Licht. Er sah braune, runde Hände auf dem weißen Linnen der Arbeit liegen und schön geformte Handgelenke in straff gespannte Ärmel sich verlieren. Auf des Mädchens Haar lag das Licht und gab ihm einen rötlichen Schimmer.

Der Kranke begriff mehr von seinem Leben. An der Hand Mirrleins trat er gleichsam in dasselbe zurück. Er erkannte und sah bald auch seine Mutter, die jetzt und jetzt im Zimmer erschien, um etwas zu bringen oder etwas zu fragen. Lange verweilte Frau Jakobea nicht. Dennoch war gerade an ihr etwas, was Huldreich befremdete. Er bemerkte es zum erstenmal, als er, durch das Knarren der Tür aus dem Schlaf geweckt, erkannte, daß Frau Jakobea sich mit Mirrlein unterhielt.

„Fieber?“ fragte Frau Jakobea.

„Nicht bedeutend, aber doch wieder Fieber,“ gab Mirrlein zurück. Und Frau Rot wiederholte in sonderbarem und langsamem Ton: „Doch wieder Fieber.“

„Guten Tag, Mutter,“ sagte Huldreich, um den andern zu zeigen, daß er sie höre.

Frau Jakobea kam und gab ihm ihre lange, runzlige Hand. Sie fragte nach seinem Befinden, und eine Weile tauschten sie Rede und

Gegenrede über naheliegende, unwichtige Dinge. Da nun sah Huldreich plötzlich das Fremde im verschlossenen Gesicht der Mutter. Er vermied es mit einer gewissen Schlaueit, sich merken zu lassen, was er sah, belauerte es gleichsam von einem Versteck aus und erlangte doch immer mehr Gewißheit, daß er sich nicht täuschte. Frau Jakobea trug den alten, herben Gleichmut zur Schau, gab sich den Anschein, als nehme sie ruhig hin, was an diesem Krankenbett geschah. Die Falten saßen in ihrer Stirn, die schwarzen Brauen waren wie häßliche Striche über den Augen, und die Lippen lagen eng aufeinander. Aber in den Ecken der Augen oder tief in ihrem Grund war ein kleines, eigentümliches Licht. Es flackerte wie ein unruhiges, ängstliches Flämmlein und zuckte seinen Schein mit Hast und Heimlichkeit auf Huldreich. Als Frau Jakobea das Zimmer bald darauf verließ, wendete sie sich in der Tür noch einmal um, sagte ein gleichgültiges Wort zu Mirrelein, sah ihren Sohn noch einmal, scheinbar ganz flüchtig an, aber wieder sah dieser den sonderbaren Schein in ihrem Blick.

Nun lag er lange und sann nach. Das Vergangene kam wieder, alle Lebenserfahrung, die er in den letzten Jahren gesammelt, bekam in ihm Stimme. Er wußte wieder, was das Ergebnis dieser Jahre war: fürchterliche, ihm Schauer durch die Glieder jagende Einsamkeit! Aber die Qual, die in ihm gewesen, war ruhiger. Es war, als ob die Krankheit den innern Schmerz gemildert hätte und ihn befähigte, alles ruhiger zu ermessen, was ihm geschehen war. Er sah sich vor seiner Wahl zum Pfarrer von Waldenz und sah sich, wie er hinaufzog, wie er dort wirkte, was er an Menschen scheinbar gewann und wie er sie wieder verlor. Und er sah klar die eine Gewißheit, daß jeder Mensch im Grunde keinen habe als sich selbst und wenig, unendlich wenig von andern Menschen wisse.

Tagelang, während er nun lag und langsam genas, überdachte er seine Lebenserkenntnis. Sein Gewissen, das Gewissen des Gottesdieners regte sich und rief ihm zu: Warum hast du dich nicht zu deinem Gott gewendet, als dir die Menschen versagten? Er erzitterte innerlich. Dann wurde ihm auch dieses klar: Was am Menschen irdisch ist, zieht ihn zum Menschen. Er trägt die Sehnsucht nach seinesgleichen, die den Unvollkommenen zum Unvollkommenen treibt, weil er eben Mensch ist. Und wo diese Sehnsucht in Schmerzen schreit, da schweigt für Zeiten selbst

die ehrfürchtige andere nach dem Großen und Unendlichen, unterliegt die Hoffnung auf das Unfaßbare der Qual um das Verständliche und Verwandte.

Allmählich ließ er alle diejenigen vor seinen Blicken vorübergehen, die da oben in Waldenz in seinem Leben gewesen waren. Er trug keinen Jorn gegen sie im Herzen. Vielmehr schien ihm, daß sie alle nicht wider das gekonnt hatten, was ihr Schicksal war. Er wunderte sich täglich, wie ein jedes von ihnen seine besondere Spur hatte: wenn zwei eine Weile zusammenliefen, auf einmal wieder — trennten sie sich! Und jeder von ihnen hatte seine Einsamkeit. Nur fühlten sie es wohl nicht wie er, oder, wenn sie es fühlten, wurden sie Menschenhasser wie Widmer, der Schlosser, oder Menschenverächter wie — seine Mutter! Seine Mutter? Sie sagte, sie brauchte die Menschen nicht! „Je weiter man sie von sich entfernt, die Menschen,“ sprach sie, „um so wohler fühlt man sich!“ Und sie sagte, daß selbst sie, die Mutter, und er, der Sohn, sich im Grunde fremd wären, daß es eine Grenze gäbe, über die hinüber sie sich nicht zusammenfinden könnten. Und sie hob den Kopf hoch und ging streng und kalt ihres Weges, geschieden von allen, weil sie glaubte, daß alle Menschenliebe falsch sei.

Aber das Glimmen, das in ihren Augen war?

Eine Helligkeit fiel in Huldreichs dunkle Seele. Es war ihm, als sehe er über das, was ihn und die Mutter scheinbar schied, eine Brücke, eine wundervolle leuchtende Brücke gehen.

Eines Abends vermochte er nicht mehr von dem zu schweigen, was ihn bewegte. In seinem Innern ging es wie ein Fluten und drängte nach einem Ausweg. —

Ein später Reif war über die frühlinghafte Welt gegangen. Glücklicherweise war der Blühet vorbei, als er kam. Ihm aber folgten drei frostige Tage, die man im Herbst begriffen hätte, die jetzt aber völlig fremd in eine Zeit der Sonne und der Blumen fielen. Der Abend, an dem Huldreich sprach, lag am Ende dieser drei Tage. Wolken und Nebel zerrissen an diesem Abend. Die Nebel verweilten in Felsen an tief herab verschneiten Bergen, standen in stiller, windloser Luft. Die untergehende Sonne aber warf in die Nebel wieder ihren leisen roten Schein. Die Menschen, die jetzt durch die Gassen von Neuburg schritten, hatten etwas Edles im Gesicht. Das seltsame und geheimnisvolle Licht des Abends lag auf ihren Stirnen. Die Fenster der

Häuser aber leuchteten in die Gassen hinab, nicht mit dem stechenden Schein der Lampenflammen, sondern mit einem milden Glanze, welcher der Stadt eine sanfte Schönheit gab. Auch das Fenster von Huldreichs Zimmer hatte diesen Glanz, und er fiel nicht nur in den Garten hinab, er drang auch ins Innere der Stube zurück. Die weißen Vorhänge waren von ihm durchspinnen, er ging über Dielen und Wände und lag auf Huldreichs Bettlinnen. Mirrlein, die am Fenster saß und nähte, saß wie in einer feinen Glorie.

Nun ging die Tür und Frau Jakobea trat ein. Sie hatte, was selten geschah, einen Ausgang gehabt und kam, nachdem sie einige Stunden fern gewesen, nach Huldreich zu sehen.

Vielleicht bewirkte die Beleuchtung, daß des Kranken Gesicht heute besonders blaß und abgezehrt aussah. Frau Jakobea zuckte zusammen. Schärfer und erkennbarer als je war für Augenblicke das kleine ängstliche Licht in ihren Augen. Sonst aber verriet nichts ihre Teilnahme. Sie erkundigte sich fast flüchtig, wie es dem Sohn gehe, sprach mit zwei Worten von ihrem Ausgange, mit zwei andern von dem Aufhellen des Wetters und wendete sich wieder, um das Zimmer zu verlassen.

„Willst du nicht dableiben, Mutter?“ fragte Huldreich.

Frau Rot blieb stehen.

„Gehe dich ein wenig zu mir,“ lud er sie ein. Er richtete sich im Bett auf und schob ihr selbst den Stuhl zurecht, der in der Nähe der Bettstatt stand.

Sie folgte fast unwillkürlich seinen Worten. Seine Absicht, von etwas zu reden, was ihm am Herzen lag, verriet sich im Ton, in dem er sprach. Gleichzeitig bemerkte Frau Jakobea an der Art, wie er aufrechter und leichter im Bette saß, zum erstenmal, daß er kräftiger geworden war. Sein Gesicht hatte jetzt eine leise Farbe.

Der Ausdruck von Ängstlichkeit verschwand aus Frau Jakobebas Augen.

Huldreich stützte sich auf einen Arm und rückte nahe an die alte Frau heran, die an seinem Bette saß.

„Ich habe oft und lange über alles nachgedacht, was ich erlebt habe,“ hub er an, „und über alle, mit denen ich zusammengetroffen bin.“

„Noch immer kümmerst du dich um die?“ fragte seine Mutter fast ungeduldig dagegen.

Huldreichs Blick bekam etwas Sinnendes. Er

fuhr fort: „Das, was uns Menschen untereinander verbindet, die Liebe, ist nicht so falsch, wie wir beide geglaubt haben.“ Er sagte das mehr ins Leere hinaus, als zur Mutter.

„Wen es dünkt,“ gab diese bitter und kurz zurück.

„Es ist nur etwas in uns, was größer ist,“ sprach der Genesende unbeirrt weiter, „die Eigenliebe. Sie wird immer Herr über die andre. Wenn wir die Selbstsucht ablegen, würden wir Menschen weniger einsam sein.“

Frau Jakobea stand zornig auf. „Wozu sollte das gut sein?“ erwiderte sie. „Laß uns das Alleinsein. Es ist jedem wohl, der es lernt, ohne die andern auszukommen. Mir wenigstens! Ich brauche keinen, gar keinen.“

Sie streckte sich. Wieder war es, als atme sie freudig und stolz die Höhenluft ein, in der sie über den Menschen stand.

„Auch mich nicht?“ fragte Huldreich. Er dachte an das Licht, das in ihren Augen gewesen war, und eine warme Freude erfüllte ihn.

„Auch dich nicht, so wenig wie du mich,“ sagte Frau Rot mit barscher Stimme.

Huldreich erwiderte leise: „Ich glaube dir nicht,“ und, als sie ihn zornig ansah: „Ich habe gesehen, daß du dich um mich geängstigt hast.“

Einen Augenblick stand die alte Frau ganz verwirrt da, fast verlegen, als ob einer sie auf einer bösen Tat ertappt hätte.

„Wir können doch nicht ganz ohne einander sein,“ sprach Huldreich mit weicher Stimme weiter.

Da sah er plötzlich Mirrlein am Bett stehen. Ihre schlichte, schlanke Gestalt nahm ihm die Helle des Fensters. Sie legte ihre braunen Hände auf das Bettlinnen. Es schien etwas Besonderes sie zu drängen, daß sie, die sonst Zurückhaltende, sich in das Gespräch mischte.

„Es ist doch — es gehen wie Brücken zwischen uns Menschen,“ fuhr er noch in seiner Rede fort. Da unterbrach ihn das Mädchen mit vor Bewegung unsicherer Stimme: „Huldreich hat recht. Wenn wir uns selber mehr vergessen können, dann sind wir nicht allein. Und ob wir oft allein sind — gerade die Brücken, auf denen wir uns von Zeit zu Zeit zueinander finden, bringen uns eine wundervolle Freude ins Leben. Wenn ich an einer solchen stände, wenn ich jemand lieb hätte, dann glaube ich, könnte ich ganz geduldig und lange warten, bis ich hinüber dürfte. Ich würde die Geduld nicht verlieren, ob ich vielleicht



Ein Sommertag im schweiz. Nationalpark.

Phot. S. Feuerstein, Schütis.

auch nie dem andern nahekäme, und mich nur freuen, daß mir ein Mensch begegnet ist, nach dem mich so verlangt."

Huldreich und seine Mutter waren verstummt. Sie sahen das Mädchen an und sahen dann an ihm vorbei ins Leere. Das plötzliche Erwachen der sonst Schweigsamen setzte sie in Staunen.

Frau Jakobea ging ans Fenster und blickte hinaus. Sie war in einer nie empfundenen Stimmung. Es war ihr, als habe ihr jemand den Grund unter den Füßen hinweggezogen.

Huldreich ließ sich langsam ins Rissen zurücksinken. Mit großen, verwunderten Augen lag er da und schaute an die Decke. Was war geschehen?

Es lösten sich ihm zwei Rätsel.

Die eine Lösung war undeutlich wie ein fern durch Nebel blinkendes Licht, die andre klar und so herrlich, daß ihn etwas wie Andacht ergriff. Diese zweite war die Erkenntnis: „Das Mädchen, das vorhin gesprochen hat, siehst du, Huldreich, erkennst du, der schlichte Mensch hat die Selbstsucht nicht, die du beklagst.“

Die erste Lösung ahnte er nur. Seine Seele war zu krank, um sie ganz zu verstehen. „Wenn ich jemand lieb hätte," hatte Mirrlein gesagt. Aber diese Worte klangen wie ein Geständnis, das sie nicht zurückzuhalten vermochte. Sie hatte einen lieb! Huldreich ahnte, wer das war, ahnte es zum zweiten Male, war fast gewiß. Aber es war zu viel Furcht in ihm, als daß er es glaubte.

Mirrlein setzte sich auf ihren Stuhl zurück. War es die Abendbeleuchtung, die sich vertiefte, oder war es die heiße Scham, die plötzlich in ihr aufstieg, ihr Gesicht glühte vor Röte. Sie wußte jetzt, daß sie sich verraten hatte. — — —

Das Gespräch der drei Menschen hatte keine Folge. Da sie von ihren Gefühlen übermannt worden, sprachen sie nicht mehr und gingen nach einer Weile voneinander, ohne den Gegenstand ihrer Unterredung weiter zu berühren. Huldreich Rot jedoch genas von da an. Er konnte bald das Bett verlassen und wendete sich, als er stärker wurde, einer stillen Arbeit zu. Er betrieb allerlei Studien, die ihn in früheren Jahren beschäftigt, historische, literarhistorische und philosophische. Bald ging ein ernstes, von hohen Gedanken erfülltes Buch aus seiner Stube in die Welt. Aber der es geschrieben, war ein einsamer und scheuer Mensch geworden, nicht ein Kopfhänger, kaum das, was die Leute einen Son-

derling hießen, vielmehr einer jener Lebensklugen, die keine Feinde haben, weil sie niemand im Wege sind, zu kommen und zu gehen verstehen, ohne durch Anwesenheit oder Abwesenheit sich der großen Menge bemerkbar zu machen. Er ging nicht sehr häufig unter die Leute, aber er mied sie nicht, erfüllte in seiner Heimatstadt seine Bürgerpflicht, nahm selbst kleine Ehrenämter an, die ihm nach und nach zufließen, und füllte sie wohl aus. Er tat gerne und mit verständiger Hand Gutes. So wurde sein Name hier und da mit Dankbarkeit und Hochachtung genannt, und dieser Name bekam in der Welt der Gelehrten und Dichter einen guten Klang, als der eines tiefgründigen und scharfen Denkers.

Das geschah Huldreich Rot in der großen äußeren Welt. In seiner kleinen inneren, dem Rotschen Familiensitze, lebte er ein seltsames Leben. Es war gleichsam in nichts von demjenigen verschieden, welches die vier Menschen, Frau Jakobea und ihre reisende Magd, Mirrlein und Huldreich, von jeher geführt hatten. Die Magd wurde mit der Zeit so unleidig, daß Frau Jakobea davon sprach, sie trotz ihrer vielen Dienstjahre fortzuschicken, aber dann sahen sie der alten Dienerin Arbeit an und wie sie in allem im Hause Bescheid wußte und fügten sich der sonderbaren Tyrannei, in die sie allmählich geraten waren. Frau Jakobea's Haar wurde weiß, nur die buschigen Brauen wollten sich nicht färben. Sie hatte ihre herbe und verschlossene Art zurückgewonnen, ging ihres Weges und manchmal steif und fremd an den Hausgenossen vorüber. Zuweilen nur und vielleicht häufiger, während die Jahre sich ihr scharten, kam jenes Licht in ihren Blick zurück. Dann trat, wenn sie zu Huldreich oder Mirrlein sprach, auch in ihre Stimme etwas Wärme und Weichheit.

Und diese beiden?

Mirrlein hatte keine frohsame Jugend in dem Hause mit den hohen dunkeln Räumen und seinem mauerumschlossenen Garten und war dennoch froh. Eine helle, ungeschulte, frische Stimme sang häufig durch das stille Haus. Sie gehörte dem Mädchen, das viel Arbeit tat und sich freute, wenn es viel solche zu tun hatte. Sie war zufrieden, wie es nur ein Mensch sein kann; denn sie konnte denen in vielem Kleinen und wenigem Großen Gutes tun, an welche sie ihr Herz gehängt hatte. Es gab Tage, an denen ein leises Zittern in ihrem Innern war. Das war dann, wenn Huldreichs Augen ihr überall folgten, wenn er für einen Liebesdienst, den sie ihm ge-

tan, in plötzlicher Dankbarkeit aufwallend ihr die Hand drückte und dabei errötete, oder wenn er einmal ganz versonnen, als ob er es im Traum täte, ihr mit gütiger Hand auf die Schultern klopfte oder über das Haar hinstrich. Dann war das Mädchen unruhig und nicht so sicher wie sonst. Sie brachte ihre Gedanken jeweilen lange nicht von einem solchen Vorfall ab, aber gerade diese Erinnerungen machten das Glück in ihrem Leben aus.

Huldreich Rot war äußerlich wieder gesund und stark. Seine Gestalt erschien, ob auch nicht über Mittelmaß groß, doch kräftig und biegsam. Sein schwarzes kurzgeschorenes Haar hatte an den Schläfen leise graue Abtönungen, sein Blick gewann jedoch sein Feuer zurück, nur schien es tiefer in den Augen zu brennen, so daß sie gleichsam größer als früher aus dem bleichen Gesicht schauten. Auch er hatte zuweilen daheim ein munteres Wort, ein Lachen, auch er vergaß sich und pfiff vergnügt vor sich hin, wenn er durch die Flure schritt. Aber eine Scheu war ihm geblieben. Sie verriet sich darin, daß er am liebsten daheim in den Räumen des Hauses weilte, verriet sich darin, wie er manchmal inmitten eines an die Hausgenossen gerichteten herzlichen, liebe- oder freudevollen Wortes plötzlich stockte, als ob er sich selbst nicht traute, und verriet sich darin, wie er viel mehr noch, als diese es ahnte, mit den Blicken Mirrlein folgte. Huldreich Rot, wenn er dem Mädchen nachsah, wußte, daß sie ihn liebte und daß keiner je in ihr gewesen als er und keiner je sein würde. Allmählich begann ein leises Verlangen nach ihr sich in ihm zu

regen. Dann war ihm einmal, als drückte er gern die Lippen in ihr braunes Haar, und ein andermal tat er unwillkürlich die Arme auf, als müsse er sie umfassen. Aber — er wagte es nicht. Denn seine Seele war empfindsamer denn je, und sie war verschüchtert. Er traute seiner eigenen Liebe nicht mehr und suchte und ertappte sich über den hundert Alltagsfalschheiten, die des Menschen Wesen sind. So verzagte er an sich. Er erkannte aber auch und sah es noch immer mit leiser Andacht, wie das Mädchen selbstlos war ohne Massen, sah es — und — glaubte doch nicht an sie.

So gingen sie nebeneinander einsam durch das einsame Haus und den alten Garten. So gehen sie noch. Ihre Gestalten und ihr Wesen fügen sich wohl in die schönen Flure und Stuben und zwischen die wirre Bildnis des Gartens. Manchmal hier in diesem, wenn er von heißer Sonne hell ist, die Blumen bunt aus Laub und Gras leuchten und die alten, mächtigen Bäume sich traumhaft neigen, sind die zwei Menschen sich am nächsten.

Vielleicht finden sie sich noch, einmal nach Jahren, einmal, wenn Frau Jakobea sie allein gelassen hat. Vielleicht!

Wenn Huldreich das Mißtrauen überwindet oder wenn eine jähe Nacht sie über eine der Brücken treibt, die gebaut sind von Mensch zu Mensch, aus der Einsamkeit des einen zu der des andern.

Ende

's nü Schwyzerhus.

Was wäred d' Bundesbrief und d' Heldefähne,
Wän 's nüd nu äner Fryheit gäbt,
Wo hüt wie albets äs wie d' Sunne,
Sid groe Tage wyterläbt?

Und wird's siäeinist uf dr Arde dimm'rig,
Regiert äs Rüngli blöiß dr Mo,
Sä blybt wäg däre churze Dünkli
's alt Sunnezyt dänk doch nüd bstoh.

Wer wett au d' Bärg im Obeguld vergässe,
Wil d' Not ä Wyl dr Näbel bringt,
Im Spazegschnäder gohge lose,
Wän einist nüd grad 's Lärchli singt?

Im Dimmerschy, ihr junge Eidginosse,
Dä blybt me stoh und tuet kei Wank!
Will's Gott, die Wält wird wider sunnig,
Und prächtig gwahrt me Wäg und Rank.

Im nüe Hus die alte Helibarde,
Das chan i grad äs Vorbild sy..
Wän d' Zyte au dr Tachstuel änd'red,
Dr Schwyzergeist wohnt ebig dri.

Otto Hellmut Lienert.